Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 617. **Mittwoch** den 4. December 1901. **95. Jahrgang.**

Eine Wandlung der japanischen Politik?

≃ Der frühere japanische Ministerpräsident, Marquis Ito, befindet sich auf einer Rundreise durch Europa. Dabei verdient der Umstand Beachtung, daß der japanische Staatsmann seines Aufenthalt in Paris und Petersburg besonders ausgedehnt hat und daß er der Gegenstand der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit sowohl des Präsidenten Loubet und des französischen Ministers des Auswärtigen, Herrn Delcassé gewesen ist, wie auch des russischen Kaisers und des Grafen Lambsdorff. Marquis Ito hat also besondere Beachtung bei den Mächten des Zweibundes gefunden, deren Interessen, wie in allen überseeischen Gebieten, so auch in Ostasien, den englischen Interessen schnurstracks zuwiderlaufen.

England hat sich bekanntlich gern als Japans Schutzmacht aufgespielt, aber gerade Marquis Ito hat schon seit geraumer Zeit eingesehen, daß die englische Freundschaft nur auf dem Papiere steht. Deshalb hat er schon kurz nach der Beendigung des japanisch-chinesischen Krieges versucht, eine Verständigung zwischen Japan und China herbeizuführen, und, damit diese Verständigung auch einen realen Werth besitze, China durch Reformen wieder zu einem lebenskräftigen Staatsgebilde zu machen. Aus diesem Grunde unternahm er im Jahre 1898 persönlich eine Reise nach China, um, gestützt auf seine Freundschaft mit Li-Hung-Tschang und auf die damals dort am Ruder befindliche Reformpartei, das Getränke dazu beigetragen, das Riesenreich der europäischen Cultur näher zu bringen. Gerade in jenem Augenblicke aber gelang der Staatsstreich, der den chinesischen Kaiser zu völliger Ohnmacht verurtheilte, die Häupter der Reformpartei am Leben bedrohte und die schroffste Reaction gegen jeden Culturfortschritt einführte.

Mochten also die Bestrebungen des japanischen Staatsmannes, durch ein Bündniß mit China sein Vaterland von der platonischen Freundschaft Englands zu befreien, zunächst gescheitert sein, so hat er doch offenbar nicht aufgehört, dieses Ziel im Auge zu behalten. Gerade weil China auch in absehbarer Zeit noch nicht bündnißfähig für Japan ist, und weil England einerseits vollkommen unzuverlässig, andererseits auch in Folge des südafrikanischen Krieges actionsunfähig ist, läßt sich ein Versuch, mit Rußland zu einem leidlichen Einvernehmen zu gelangen, wohl als gerechtfertigt ansehen.

Man wird nun einwenden können, daß Marquis Ito eine geistvolle Größe und als solche nicht geeignet und befugt ist, eine Wandlung der auswärtigen Politik seines Vaterlandes herbeizuführen. Dem ist entgegenzuhalten, daß der japanische Staatsmann, ähnlich wie in früherer Zeit Freycinet in Frankreich, ein „Stehaufmännchen" ist. Er ist schon wiederholt leitender Minister gewesen, wiederholt gestürzt worden, hat aber immer schnell wieder eine der ersten Rollen in der Politik seines Vaterlandes einzunehmen verstanden. Von dem oben erwähnten Freycinet unterscheidet er sich dadurch, daß dieser nur ein geschickter Macher war, während der japanische Staatsmann ein solches Maß von rücksichtsloser Energie besitzt, daß ihm, nicht mit Unrecht, der Beiname „der japanische Bismarck" gegeben worden ist. Er ist erst 61 Jahre alt und Führer einer Partei, welche die parlamentarische Situation beherrscht.

Es wäre also sehr verfrüht, anzunehmen, daß Marquis Ito, wenn er auch jetzt in Inactivität befindlich ist, seine Rolle als activer leitender Staatsmann definitiv ausgespielt habe. Wenn er aber wieder in die leitende Stellung gelangt, so werden die Eindrücke, die er in Europa gesammelt hat, nicht ohne Einfluß auf die auswärtige Politik Japans bleiben. Und in Paris und Petersburg hat man wohl dafür zu sorgen verstanden, daß Marquis Ito von den günstigsten Eindrücken erfüllt wurde.

Wendet sich Japan von England ab und gelingt es ihm, mit Rußland zu einem modus vivendi zu gelangen, so wird Englands Position in Ostasien nahezu unhaltbar, ja, wenn Rußland und Japan sich zu einem activen Zusammengehen entschließen, so kann England in jedem Augenblicke gewaltsam aus Ostasien — wenigstens aus dem nördlichen Theile — herausgedrängt werden.

So weit wird es ja nun nicht so bald kommen, aber es ist für England schon fatal genug, wenn sein Einfluß in Peking dadurch an Gewicht verliert, daß man dort weiß, England könne nicht mehr auf Japan rechnen. Niemand wird daran zweifeln dürfen, daß England diese Verschlechterung seiner Situation sich selbst zu verdanken haben wird. Der südafrikanische Krieg rächt sich an England eben in allen Welttheilen: heute in Mittelamerika, morgen am Persischen Meerbusen, übermorgen in Ostasien.

Der Krieg in Südafrika.

Man schreibt uns aus London unter dem 2. December:

„Während in England und speciell in London das liebe Publicum sich bezüglich seiner südafrikanischen Heroen Lord Roberts und Sir Buller in den Haaren liegt und den Ersteren ausfeift und beschimpft, während es den Letzteren in den Himmel hebt und mehr denn je vergöttert, wird es den unerfreulichen Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze gegenüber immer gleichgiltiger oder wünscht doch mit jedem Tage sehnlicher das Ende des kläglichen Trauerspiels herbei. Die Nachrichten, die über die wirkliche Lage in der Capcolonie und in den Boerenstaaten allmählich ihre Wirkungen und ihren Einfluß nicht mehr verfehlen können, tragen natürlich in stetigem Fortschritte das ihrige dazu bei, das unsaubere und reinliche Geschäft, zu welchem Herr Joseph Chamberlain die britische Nation zu verleiten gewußt hat, der größeren Volksmasse geradezu verhaßt oder doch mindestens langweilig und unerfreulich zu machen, und an dieser Thatsache vermögen auch alle gegentheiligen Behauptungen und Bemühungen, wie sie die Regierung und ihre Gefolgschaft in verbissener Wuth und Verlegenheit nach jeden Tag zu lanciren versuchen, nichts mehr zu ändern. Es ist eine wahre Komödie, welche von den Vertretern der Regierung, wie Joseph Chamberlain selbst, seinem würdigen Sohne Austin Chamberlain, und anderen Ministern oder Staatssekretären, einerseits, und von den Führern der liberalen Partei und sonstigen oppositionellen Politikern andererseits in der letzten Zeit aufgeführt wird. Mit Bezug auf den südafrikanischen Krieg denunciren sich diese Herren gegenseitig in langen Reden als Feinde des Staates und der Nation, wobei allerdings die Gegner des Krieges und seiner Urheber bei Weitem über das bessere und erdrückendere Material zum Angriff und zum Beweise verfügen. Es ist eine 666-artige, schmutzige Wäsche, die da mit besonderem Eifer in den letzten Wochen hier in England gewaschen wird, und den einzigen Vorwurf, den man den liberalen Kämpfern und ihrem Anhange dabei machen kann und muß, ist der, daß sie es an Einigkeit und an einer praktischen Uebersetzung ihrer vielen und gut gemeinten schönen Worte fehlen lassen. Es ringt sich im oppositionellen Lager aber doch endlich immer mehr die etwas verspätete Ueberzeugung durch, daß mit der bisherigen schwächlichen und halben Verurtheilung der unheilvollen Chamberlain'schen Raubkriegspolitik auch nichts erreicht werden kann, und daß mit Bezug auf die letztere nur eine reinliche Scheidung zwischen den Vertretern der gegentheiligen Ueberzeugung jetzt noch das gewünschte und erforderliche Resultat — Beendigung des Krieges um jeden Preis — vielleicht ohne allzu große weitere Opfer an Prestige u. s. w. erzielt werden kann. Ob und wann aber dieses Ziel erreicht werden wird — das weiß weder Herr Chamberlain noch sein bitterster Gegner, Sir Henry Campbell-Bannermann, der eine, weil er keinen Ausweg aus dem Dilemma weiß, auf dem er nicht selbst zum Sturze kommen muß, und der Andere, weil er einsieht, daß er mit seiner Partei vorläufig immer noch zu schwach ist, um die jetzige Regierung und ihre Politik zu stürzen. Und so herrscht einstweilen das Chaos in England und seiner Politik weiter, bis einst vielleicht doch endlich die Tage des Herrn Chamberlain und seiner treuen Jingogefolgschaft gezählt sind.

* **Konstantinopel**, 2. December. („Wiener Telegr. Corresp.-Bureau".) Die englische Botschaft verständigte die Pforte von dem bevorstehenden Transport von England in Odessa gekaufter, für Südafrika bestimmter Pferde durch die Dardanellen.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 3. December. Der Ausschuß für die Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich theilt uns mit, der in unserer Abend-Ausgabe vom 30. November veröffentlichte, vor Monaten ergangene Aufruf zu neuen Spenden sei nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, aber bereits von so erfreulicher Wirkung gewesen, daß die Schilderung der Geldcalamität nicht mehr zutreffe; diese sei gehoben und so sei die weitere Veröffentlichung des Aufrufs nicht wünschenswerth. Wir freuen uns dieser letzteren Mittheilung und bedauern, daß wir von dem vertraulichen Charakter des Schriftstückes keine Kenntniß hatten. Es war uns mit der Bitte um Veröffentlichung von einer Seite zugegangen, deren unermüdliche Thätigkeit für die evangelische Kirche in Oesterreich jeden Zweifel an der Redlichkeit der Absicht ausschließen mußte.

C. H. **Berlin**, 3. December. (Schwarze auf deutschen Kriegsschiffen.) Den Mittheilungen über die ostasiatische Station, welche seiner Zeit dem Reichsmarineamt eingesandt wurden und in denen von amtlicher Seite sehr interessante Angaben über die Ausbildung unserer „blauen Jungens" in Ostasien gemacht wurden, sind jetzt solche von der westafrikanischen Station gefolgt; sie werden in der vom Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts herausgegebenen „Marine-Rundschau" veröffentlicht und sind, besonders durch die Mittheilungen über die Schwarzen auf den Kriegsschiffen, von hohem Interesse. Es heißt in dem Bericht: Das Leben an Bord der Kanonenboote „Habicht" und „Wolf", besonders auf dem letzteren Fahrzeuge, erhält ein besonderes Gepräge durch die angeworbenen Schwarzen. Ihr Zweck ist, während der heißen Tagesstunden die Außendienste zu versehen, vornehmlich in den Booten und im Heizraume Hilfe zu leisten, vor Allem finden sie beim Landen durch die Brandung Verwendung. In früheren Jahren ließ man dazu Kruneger aus Liberia kommen, weil man die faulen Dualla für unbrauchbar hielt. Die Beschaffung der Ersteren wurde aber von Jahr zu Jahr schwieriger, umständlicher und kostspieliger, da die Leute nach einem Jahre wieder in die Heimath zurückbefördert werden müssen. Auch war man, wenn einzelne der angeworbenen Leute nichts taugten, wegen des Ersatzes in Verlegenheit. Die Erfahrung hat inzwischen gezeigt, daß bei richtiger Behandlung auch der Dualla ein brauchbarer Hilfsmatrose bez. Heizer werden kann. Sie werden contractlich auf ein Jahr verpflichtet, ein merkwürdiger Ehrbegriff läßt es diesen Schwarzen als unschicklich erscheinen, sich auf einmal für längere Zeit zu verpflichten. Manche, denen es nur darauf ankommt, die große Stadt (Capstadt) zu sehen, dienen später nicht wieder, andere, besonders diejenigen, welche Aussicht haben, Vorleute zu werden, kommen nach einem Jahre aber wenn Vacanzen eintreten, wieder. Sie erhalten höhere Löhnung als die Weißen und dieselbe Verpflegung. Auf die letztere Bedingung ihres Contractes achten sie mit großer Eifersucht und essen selbst Dinge, die ihnen zuwider sind, nur um auf ihrem Rechte zu bestehen. S. M. „Wolf" hat für gewöhnlich 20, während der Vermessung in Kamerun 30 schwarze Matrosen und 4 Heizer. Sie unterstehen zwei Vorleuten, die meist einigermaßen fließend deutsch sprechen und die zu einem gewissen Grade für das Verhalten ihrer Leute verantwortlich sind. Reicht deren Autorität nicht aus, so treten die im Contract vereinbarten Strafen, Hiebe und Lohnverkürzung, ein. Von der letzteren Strafe wird aber fast nie Gebrauch gemacht, sie ist dem Schwarzen weitaus peinlicher als die erstere, und er kann sich nach seiner Denkweise nicht vorstellen, daß der Lohnabzug in eine andere Tasche als in die des die Strafe verhängenden Vorgesetzten fließe. Hiebe haben für ihn nichts Entehrendes, er erwartet nichts Anderes, und sobald der Schmerz aufgehört hat, ist auch jede Erinnerung an die Strafe verflogen.

✧ **Berlin**, 3. December. („Waschle Engländer von König Eduard VII. erhoffen.") Als Gegenstück zu der Beurtheilung, die König Eduard VII. in Deutschland überwiegend findet, verdient eine englische Auffassung über den König Beachtung. Ihr Vertreter ist Sir Richard Temple, der in der „Deutschen Revue" die Frage beantwortet, „was die Engländer von König Eduard VII. erhoffen". — Zweifellos ist der Aufsatz Temples darauf berechnet, die öffentliche Meinung in Deutschland zu beeinflussen. Diesem Zwecke zu Liebe ergeht sich Temple des Oefteren in einem stark übertriebenen englischen Selbstbewußtsein, das unter den obwaltenden Umständen einigermaßen an die Berliner Redensart „Dideldum ist mein Reichthum" erinnert. Auch von Byzantinismus ist Temples Arbeit nicht frei. Dahin gehört z. B. die Behauptung, daß König Eduard VII. „jede Vorbedingung besitzt, um seinen Hof und dessen Umkreise in socialer Ordnung und aller Vortrefflichkeit fortzuführen". Auch die Anspielung auf das Vertrauen, daß Eduard VII. als Sohn außergewöhnlich vortrefflicher Eltern großen Erfolg haben müsse, wenn ihm ein genügend langes Leben beschieden werde, gehört eben dahin — von ähnlichen Aeußerungen ganz zu schweigen. Aber vom englischen Standpuncte aus rühmt Sir Richard Temple mit Recht eine Reihe von Eigenschaften des Königs Eduard. In erster Linie steht hier der Tact, den der König durch kluge Zurückhaltung gegenüber den politischen Parteien bewährte. Nächstdem zeichnet den König ein unleugbares Geschick aus, bei seinem Auftreten als öffentlicher Redner Anstoß zu vermeiden. Uebung in dieser Beziehung hat er als Vertreter seiner Mutter bei zahllosen Veranstaltungen erhalten. Durch die Betheiligung am Sport, insbesondere an den Pferderennen, hat der König sich populär gemacht. Das Gleiche gilt von seiner Beschäftigung mit der Arbeiterwohnungsfrage. In der Erledigung der Staatsgeschäfte läßt der König es an Raschheit und Pünktlichkeit nicht fehlen. Und den Grundsätzen des englischen Constitutionalismus getreu, hält der König an den Beschlüssen des Parlaments fest und beachtet den Rath seiner Minister. In welcher Richtung Eduard VII. nach der Ansicht Temples dem Standpuncte des Parlaments sich vor Allem anschließen soll, geht aus der Art hervor, wie Temple den Gedanken erörtert, ob die Regierung des Königs Eduard ebenso nach

Feuilleton.

Alfred Nobel.

Von A. Gundaccar von Suttner-Hartmannsdorf.

Nachdruck aller Anfang verboten.

Wer es nicht wußte, hätte in Nobel nicht den vielfachen Millionär vermuthet. Er hatte so gar nichts Typisches dieser bevorzugten Classe an sich. In seinem Gehaben bescheiden, fast schüchtern, mied er die sogenannte Welt, um sich mit unermüdlichem Eifer seinen Arbeiten hinzugeben.

Auch in seinem Aeußeren trug er nichts vom Weltmann zur Schau. Er besaß nicht jene gewisse Parquetgeschmeidigkeit, die dem Salonmanne seine selbstbewußte Sicherheit verleiht; er war auch kein Conseur im landläufigen Sinne des gewandten Schwätzers, der über das nächstbeste Thema seinen Witz und seinen Geist leuchten läßt. Wohl aber war er ein universell gebildeter Mann, der in Kunst und Literatur ebenso Bescheid wußte, wie in den Wissenschaften. Seinem phänomenalen Sprachentalente verdankte er eine Beredsamkeit, wie man sie selten bei einem Menschen finden wird. Er beherrschte die deutsche, englische und französische Sprache in einer Weise, daß er im Stande war, in jedem Idiom mit Anwendung aller Feinheiten der Sprache zu reden und zu schreiben.

Der Mann, der in seinem Laboratorium über die wirksamsten Vernichtungsmittel grübelte und lebensgefährliche Experimente anstellte, war in seinen Mußestunden ein feinfühliger Dichter, der sich an seinem Ideal Byron begeisterte und Verse schrieb, die einem Poeten von Beruf alle Ehre gemacht hätten. Er besaß jedoch nicht den Ehrgeiz, in diesem Fache in die Oeffentlichkeit zu treten. Was er schrieb, schrieb er ausschließlich zu seinem Vergnügen, und nur in ganz intimen Kreisen ließ er sich hier und da bewegen, das eine oder das andere Manuscript vorzulesen.

So viel ich weiß, hatte Nobel eine ziemlich traurige Jugend, voll Mühe, Entbehrungen und getäuschten Hoffnungen hinter sich. Wenn ich nicht irre, war sein Vater infolge schwerer Verletzungen durch eine Explosion gestorben und hatte die Familie in recht desolaten Verhältnissen zurückgelassen. Als einzige Erbschaft blieb ihr das gefährliche Dynamit zurück, mit dem man nichts anzufangen wußte, da der unbändige Explosivkörper allen Versuchen, ihn der Technik nutzbar zu machen, Widerstand leistete. Doch hinter der gewölbten Stirn Nobel's steckte nicht allein ein großer Verstand, sondern auch ein ungewöhnlich zäher Wille, der ihn förmlich zwang, die Lösungen schwerer Probleme zu suchen. Und mit den vereinten Kräften — Geist und Wille — setzte er es auch durch, sein Ziel zu erreichen. Er fand im Kieselguhr das Bindemittel, das die Geister bannte und das Dynamit zu einem handlichen Sprengmittel machte, das durch Kraft und Wirksamkeit das Schießpulver weit in den Hintergrund stellte.

Mit dieser glücklichen Entdeckung war er jedoch noch lange kein gemachter Mann, denn, selbst so gut wie mittellos, mußte er nun erst den langen Leidensweg des Geldsuchens antreten. Endlich fand er eine Person, die die Wichtigkeit der Entdeckung begriff und Nobel ein bescheidenes Capital zur Errichtung einer kleinen Fabrik vorstreckte. Es dauerte Decennien, bis die Erfindung durchgriff, dann aber kam auch der Geldstrom herangebraust, der Nobel die Millionen zuführte. Als er starb, hinterließ er etwa 35 Millionen schwedische Kronen (oder 40 Millionen Mark). Eine Million Kronen, die er ganz vergessen hatte, trieb man erst nach seinem Tode in irgend einem Depot auf.

Das Testament, das dieser hochherzige Mann hinterlassen hat, ist wohl allgemein bekannt. Wiederholt hatte er die Absicht geäußert, sein ungeheures Vermögen solchen Institutionen zuzuwenden, die im Dienste der Menschheit stehen. Daß auch die Friedensbewegung bedacht werden sollte, stand jedoch nicht in seiner ursprünglichen Absicht, denn er hatte die längste Zeit keine Kenntniß von ihrer Existenz. Zum ersten Male trat er für die Sache insofern ein, als er 1891 gelegentlich der Gründung der österreichischen Friedensgesellschaft auf unser Bitten einen Beitrag leistete. Sein Begleitschreiben lautete aber ziemlich skeptisch; er konnte sich nicht recht vorstellen, was die Gründung einer solchen Gesellschaft und die Abhaltung von Congressen eigentlich erreichen sollten. So ungefähr schrieb er.

Im nächsten Jahre trafen wir zufällig mit ihm in Bern zusammen, wo eben der nächstfolgende Congreß stattfand. Wir bewogen ihn, an den Verhandlungen als Zuhörer theilzunehmen. Eine hervorragende Eigenschaft Nobel's war es, sich für Alles, an dem er sich betheiligte, zu interessiren und selbstständig über das, was sein Gefühl aufnahm, nachzudenken. So auch hier. Er folgte den Verhandlungen mit Theilnahme und Spannung, und als er noch vor Schluß des Congresses nach Zürich abreiste, lud er uns ein, dort zwei Tage seine Gäste zu sein, um die ganze Sache unter uns zu besprechen.

So einfach Nobel für seine Person lebte, um so großartiger sorgte er für Freunde, die er zu Gast hatte. So waren denn auch im Hotel Bauer au lac für uns die Wohnräume vorbereitet, die wenige Tage vorher Kaiserin Elisabeth bewohnt hatte.

Hier hatten wir nun Muße, uns über die noch ganz junge Friedensbewegung auszusprechen. Für den herrlichen Nachmittag war das Nobel'sche Aluminiumboot — das erste seiner Art — zur Landungsstelle beordert. Ein winziger Petroleum-Motor, nicht viel größer als ein Samovar, brachte uns in schneller Fahrt in den See hinaus. Die Bemannung bestand aus einem einzigen Jungen, der den Motor handhabte. Wir sprachen über allerhand ernste Dinge, — über Leben und Tod und Zukunft und Glauben, als Nobel plötzlich wieder auf die Friedensfrage überging:

„Wissen Sie, wie man die Sache anpacken müßte?" sagte er. Und er fuhr fort: „Man müßte einflußreiche, maßgebende Personen dafür gewinnen. Man sollte große Summen zu Preisen für Solche bestimmen, die sich die Erreichung dieses Zieles zur Aufgabe gestellt haben. Diese Menschen müßten materiell so gestellt werden, daß sie sich, frei von allen Lebenssorgen, diesem edlen Berufe ganz widmen könnten."

„Wer würde wohl solche Prämien geben?" erwiderten wir, im Gefühle, daß unser Freund da etwas weit vom Wege abschweifte.

„Wer? . . . Ich. Wenn solche Persönlichkeiten zu finden sind, thue ich es von Herzen gern." Er erwärmte sich immer mehr für diese seine Idee, und als wir am nächsten Tage schieden, legte er uns aufs Herz, ihn fortwährend auf dem Laufenden über die Bewegung zu halten, denn er sei nun einer von den Unseren.

Selbstverständlich blieb die Correspondenz mit Nobel aufrecht. Im Briefwechsel wurde noch die Frage dieser Prämien wiederholt besprochen, und Nobel modificirte seine ursprüngliche Idee insofern, als er der Ansicht Ausdruck gab, es wäre für die Sache nutzbringend, wenn zu gewissen Perioden — etwa alle fünf Jahre — ein bedeutender Preis an solche verliehen werde, die sich überhaupt in der Bewegung Verdienste erworben hätten.

Die endgiltige Lösung der Frage war, daß er den fünften Theil seiner Hinterlassenschaft der Friedensbewegung widmete, damit aus den Zinsen alle Jahre ein Preis an die meistverdiente Person verliehen werde.

Unser freundschaftlicher Verkehr mit Alfred Nobel datirt auf länger zurück. 1887 verbrachten wir den Winter in Paris, wo Nobel seinen eigentlichen Wohnsitz hatte. Er besaß in der Avenue Malakoff ein schmuckes kleines Hôtel, in dem wir manche angenehme, geisterfrischende Stunde verbrachten. Es war ein reizendes Junggesellenheim: unten ein kleiner Salon, der den Vorraum zu seinem Heiligthum, dem Laboratorium, bildete; oben: Salons, Rauchzimmer, Wintergarten — nichts protzig oder aufdringlich und doch vornehm und luxuriös. Er arbeitete gerade an einem Problem, das auf den Krieg Bezug hatte.

„Man wird lachen", sagte er, „ich, der Dynamit- und Kanonenmann — Friedensfreund! Aber, was wollen Sie! Zeigen sich die Menschen der Vernunft nicht zugänglich, so wird man eben ein Massenwerkzeug erfinden müssen, das so furchtbar ist, daß die Menschheit aus Angst und Selbsterhaltungstrieb zum Frieden übergeht."

Die französische Regierung hatte ihm für diese Versuche einen Schießplatz zur Verfügung gestellt. Früh am Morgen fuhr er hinaus, in der Tasche einen kalten Imbiß, und spät am Abend kehrte er erst heim. Das ging mit kurzen Unterbrechungen Wochen so fort. Wenn er eine Arbeit in Angriff nahm, kannte er weder Rast noch Ruhe. Er hatte sich bei diesen winterlichen Experimenten eine arge Erkältung zugezogen. Von Ruhe und Pflege wollte er jedoch nichts wissen. Er ließ sich zu Hause einen eisernen Ofen bis zur Glutthitze heizen und meint sich dort den Rücken. Die Kur schien Erfolg gehabt zu haben, denn Tags darauf setzte er schon wieder seine Schießversuche fort.

Mit Alfred Nobel über Welt und Menschen, über Kunst und Leben, über die Probleme der Zeit und Ewigkeit zu sprechen, war ein geistiger Hochgenuß. Seine Conversation war funkelnd und tief. Leeres Salongeschwätz war ihm ein Greuel — überhaupt mischte sich in seine große Liebe zum abstracten Menschheitsideal viel Verachtung, Bitterkeit und Mißtrauen gegen die gegenwärtigen Menschen im Allgemeinen. Gewisse Formen der Schlechtheit, des Aberglaubens, der Frivolität, flößten ihm geradezu grimmigen Ekel ein. Seine Bücher, seine Studien, seine Experimente waren sein Leben — und vielleicht auch sein zu frühzeitiges Ende, denn er gönnte sich keine Ruhe: geistig und physisch arbeitete er unablässig.

Als er einmal ernstlich leidend war, schrieb er, daß er, da ihn Krankheit an seiner Berufsarbeit hinderte, seine unfreiwillige Muße benutzt habe, um ein Drama, „Beatrice Cenci", zu schreiben. Wir hätten das Stück gern gelesen, aber auf unsere Anfrage antwortete er, es sei schwedisch geschrieben und noch unübersetzt. Ob sich dieses Drama und seine anderen Dichtungen im Nachlasse vorgefunden haben, konnten wir bis heute nicht erfahren.

Acht Tage vor seinem Tode traf noch ein Brief — der letzte — ein:

„Habe ich im figürlichen Sinne ein Herz?" schrieb er. „Das weiß ich nicht; so viel ist aber sicher, im physiologischen Sinne ist das so benannte Organ sehr bedenklich krank bei mir."

Welch' großes, allumfassendes Herz er besessen, hat wohl sein herrliches Testament zur Genüge bewiesen . . .

SLUB
Wir führen Wissen.